



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hoffmann, Georg: Die Dubar-Sage und der keilschriftliche Sintflutbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu machen; aber man wisse diese Vorwürfe zu unterscheiden von den Vorwänden, deren sich der erbitterte Parteigeist zu einer nicht immer loyalen Bekämpfung bedient.



Die Dubar-Sage und der feilschriftliche Sintflutbericht.

Von Georg Hoffmann.

1.



Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Auffindungen sowohl wie das der Erfindungen. Die Erfindungen sind die Erfolge der Wissenschaft von der Natur und ihren Kräften; an dem Material der Auffindungen üben die Sprachforschung, die Archäologie und die Geschichte ihre Kraft. Indes ein totes Metall, in zahllosen Drähten den Erdball umspannend, gezwungen wird, den Austausch heutiger Gedanken in lebenden Sprachen zu vermitteln, beginnen die Steine und Papyrus eine Sprache zu reden, die, wenn auch von keines Volkes Munde mehr gesprochen, doch, durch des Forschers mühselige Arbeit enträtselt, uns Kunde giebt von dem, was vor Jahrtausenden war.

Zu den anziehendsten Kulturländern, deren Geschichte und Charakter allmählich aufzuklären sich die Wissenschaft unsers Jahrhunderts mit eisernem Fleiße bemüht, gehört die einst von Fruchtbarkeit strotzende, heute durch den vernichtenden Einfluß des barbarischen Islams verödete Ebene zwischen Euphrat und Tigris. Wir wissen längst, daß dort im Unterlande der Zwillungsströme in uralter Zeit ein blühendes Kulturvolk gewohnt hat, dem die Nationen des Altertums mittelbar oder unmittelbar ein gutes Teil ihrer Bildung verdanken; aber was uns darüber die Bibel und die Werke der Griechen melden, ist dunkel, lücken- und sagenhaft. Kein Wunder. Stammt doch die uns vorliegende Redaktion des Alten Testaments aus einer Zeit, wo jene Völker von Sumer und Akkad bereits unter dem Schutt eines Jahrtausends begraben lagen, und versucht sie es doch nicht, den Schleier von alldem hinweg zu nehmen, was nicht ihrer judaistisch-exklusiven Tendenz dienstbar ist. Und Herodot? So bieder und ehrlich sein Streben ist, so viel wir ihm zu verdanken haben: hier begnügt er sich doch mit seinen Erfahrungen vom Hörensagen und erzählt uns mit unglaublicher Naivität die wundersamsten Märchen. Selbst die in den Schriften

des Josephus, des Alexander Polyhistor, des Eusebius verstreuten Bruchstücke aus dem Werke des um die Mitte des dritten Jahrhunderts arbeitenden babylonischen Priesters Berossus haben für uns erst ihren vollen Wert erlangt, nachdem sie im Jahre 1825 zum ersten male gesammelt worden sind und nunmehr in ihren chronologischen Angaben allerdings wunderbar mit der Sprache der Denkmäler übereinstimmen, deren Durchforschung ungefähr zu derselben Zeit begann.

Es würde hier zu weit führen, die schwierige Durcharbeitung der viele Jahrhunderte hindurch unbeachtet gebliebenen Wüstenhügel in der sogenannten „Djezireh“, der mesopotamischen Ebene, zu schildern, dieser Hügel, die unter ihrer Sandschicht den Schutt der Moscheen Muhameds bargen, und tief unter diesem Schutt wieder die Trümmerreste älterer Reiche.

Unter einem dieser Hügel fand man die Trümmer Assur-Ninivehs, der einstigen Hauptstadt des assyrischen Reiches, mit dem Palaste des Königs Assurbanipal, des Sardanapal der Alten, dessen verzeichnetes Bild ein bedenkliches Zeugnis für ihre Geschichtschreibung dieser Länder ablegt. Assurbanipal (668 bis 626 v. Chr.) war keineswegs der mit Weiberkleidern angethane, im Frauengemach spinnende, verweichlichte Schwächling, sondern gerade unter ihm gelangte das assyrische Reich auf die höchste Stufe seiner Machtentwicklung; im Jahre 661 erstreckte es sich von Meroë bis nach Troja. Wie sehr aber diese politische Machtstellung des Reiches auch auf die Pflege der Wissenschaft und der Vitteratur Einfluß gehabt hat, beweist die im königlichen Palaste aufgefundene umfangreiche Bibliothek, ein Fund von höchstem Werte für die altorientalische Sprach- und Geschichtsforschung.

Die Werke dieser assyrischen Bibliothek sind freilich nicht mit Kalamus und Schreibstift auf Pergament oder Papyrus geschrieben, sondern sie haben eine ganz eigentümliche, dem Lande des Lehm und der Ziegelsteine entsprechende Gestalt. Der assyrische Schriftsteller ließ sich eine Anzahl glatt gewalzter Tafeln aus feuchtem Thon zubereiten, grub das Erzeugnis seines Geistes mittels eines Griffels in diese ein und ließ die beschriebenen Tafeln im Ziegelofen hart brennen. Ein „mehrbändiges Werk“ hätte demnach ein beträchtliches Gewicht.

Auf zwölf solcher thönernen, zum Teil stark beschädigten, lückenhaften Tafeln findet sich nun die nach ihrem Helden benannte Dubarsage, von Wert sowohl als Beitrag zur vergleichenden Mythologie, als auch besonders wegen des darin beiläufig enthaltenen altbabylonischen Sintflutberichts, offenbar der Quelle der biblischen wie aller andern nennenswerten Flutgeschichten. Das Alter der Dubarsage, mit deren Prüfung Fox Talbot im Jahre 1865 begann, ist zweifellos ein sehr hohes. Der Umstand, daß wir auf den Siegeln der ältesten Könige der sumerisch-akkadischen Völker, also zu Anfang des zweiten Jahrtausends vor unsrer Zeitrechnung, bereits bildliche Darstellungen aus dem Mythos finden,

beweist, daß die Sage zu jener Zeit schon im Volksmunde gäng und gäbe gewesen sein, ihre Entstehung also ein noch höheres Alter haben muß.

Die Bruchstücke der Thontafeln befinden sich heute im Britischen Museum, ihr Text ist in Keilschrift verfaßt. Nachdem es unter Aufwendung staunenswerten Scharffsinnes und unsäglichlicher Denkarbeit — deutsche Namen, wie der eines Grotensend, haben sich darum besondere Verdienste erworben — gelungen ist, ein System für Schrift und Sprache aufzustellen und den Inhalt zu entziffern, stellt sich dieser bruchstückweise nach der Übersetzung Schraders („Die Höllenfahrt der Istar“) folgendermaßen dar.

Im Anfang wird erzählt von den Leiden, welche die Stadt Ereck, das spätere Warfa, infolge ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft der erobernd in Babylon eingedrungenen, uns aus dem Alten Testament bekannten Elamiter zu ertragen hat. Da kommt Dubar oder — mit dem Artikel — Isdubar, ein gewaltiger Held und Jäger aus der Stadt Marad, unzweifelhaft dieselbe Gestalt wie der Nimrod der Genesıs, dessen Name auf seine Herkunft aus der genannten Stadt zu deuten sein dürfte. Der Held ist ein Nachkomme des Hasisathra, von Berosus Xisuthros genannt, in welchem wir den babylonischen Noach kennen lernen werden.

Dubar hat in Ereck einen Traum, in welchem er die Sterne vom Himmel fallen sieht und auf seinem Nacken aufschlagen fühlt; vor ihm aber steht ein furchtbares Ungeheuer. Erwacht wendet er sich an die Weisen des Landes, ihm den Traum zu deuten. Aber niemand vermag es; man weist ihn vielmehr an Gabani (übersetzt: „Ga ist mein Erzeuger“), des Gottes Ga Sohn, der als eine Art Satyr oder Faun mit Hörnern, Füßen und Schwanz eines Ochsen im Walde unter wilden Tieren lebt. Zu ihm werden zwei Weiber, Samchat und Garisbu, gesandt, um ihn zu einer Reise nach Ereck zu überreden. Gabani aber weist sie mit ihrer Bitte zornig zurück. Erst nachdem der Sonnengott Samas ihm zugeredet hat und jene beiden Weiber zum zweiten male in Begleitung des Jägers Baidu bei ihm gewesen sind, entschließt er sich, mit ihnen zu gehen. Freilich bedarf es auch jetzt noch reicher Versprechungen: „Isdubar soll Freundschaft mit dir schließen — heißt es im Text —, soll dich ruhen lassen auf stattlichem Lager; auf ein schönes Lager soll er dich setzen; er wird dich sitzen lassen auf einem behaglichen Sitz, einem Sitze zur Linken. Die Könige der Erde sollen deine Füße küssen. Er soll dich bereichern und die Männer von Ereck schweigen machen vor dir; er soll kleiden deinen Leib in Gewänder und . . .“ Soweit dieses Bruchstück.

Von den nun folgenden Festlichkeiten in Dubars Palast sind nur wenige Bruchstücke vorhanden; auch die Deutung des Traumes erfahren wir aus den Tafelresten nicht unmittelbar. Gabani will nun den Dubar auf Mut und Kraft hin erproben und hat zu diesem Zwecke einen mächtigen Löwen mitgebracht, den Dubar vor Gabanis Augen erschlägt. Von nun an ist der Satyr des

Helden vertrauester Freund und unzertrennlicher Begleiter; beide unternehmen gemeinschaftlich Abenteuer und Jagdzüge gegen wilde Ungeheuer. Gabani verspricht seinem Begleiter, ihn zum Könige zu machen, sobald sie nur erst den Tyrannen Humbaba getötet hätten. Offenbar liegt hierin die Deutung von Dubars Traum, indem die vom Himmel fallenden Sterne seine Einsetzung ins Königtum verkünden, während Humbaba das geschaute Ungeheuer ist. Dieser Tyrann wohnt in einem von Cypressen und Cedern umwachsenen Palast. Kühn durchbrechen die beiden Abenteuerer das Parthor, dringen in den Palast und erschlagen den Humbaba. Dubar wird als Landesfürst eingesetzt.

Nun beginnt sich der Knoten der Erzählung zu schürzen. Istar, die babylonische Venus, die Göttin der Liebe und Schönheit, verliebt sich in den gewaltigen Helden, der das Land befreit hat, und macht ihm die glänzendsten Verheißungen: „Du sollst mein Mann sein und ich dein Weib. Ich will dich fahren lassen auf einem Wagen von Gold und Edelsteinen; Könige und Fürsten, die Großen der Erde, sollen dir unterthan sein und dir deine Füße küssen.“

Aber trotz aller Lockungen des Glückes, das seiner harrt, weist Dubar die Göttin zurück; indem er ihr vorwirft, daß sie bisher alle, die sie durch ihre Liebe begünstigt habe und die in ihre Netze gegangen seien, belogen und verraten habe. „Da ward Istar zornig und stieg zum Himmel hinan, und Istar trat vor Anu, ihren Vater; vor Anatu, ihre Mutter, trat sie und sprach: Mein Vater! Isdubar haßt mich und Isdubar verschmäh't meine Schönheit, meine Schönheit und meinen Liebreiz.“

Anu, ihr Vater, der Herr aller über- und unterirdischen Geister, soll sie rächen; zu diesem Zwecke erschafft er seiner Tochter einen Stier, der Dubar töten soll. Aber Dubar, im Verein mit seinem Freunde Gabani, erschlägt das Tier und weiht es dem Sonnengotte Samas. Istar, wütend über das Mißlingen ihrer Rache, sucht nun Beistand in der Unterwelt. Da der Himmel ihr nicht geholfen hat, so fährt sie zur Hölle hinab.

„Nach dem Lande ohne Heimkehr, dem fernen, dem Gebiete der Verwesung, Istar, Sins [Sin ein anderer Name für Anu] Tochter, ihren Sinn richtete; die Tochter Sins richtete ihren Sinn nach dem Hause der Verwesung, der Wohnung Irkallas; nach dem Hause, dessen Pforte ist ohne Ausgang, nach dem Pfade, dessen Weg ist ohne Rückkehr; nach dem Hause, dessen Eingang des Lichtes beraubt ist, dem Orte, wo Staubes Menge ihre Nahrung, Rot ihre Speise. Wo Licht nie geschaut wird, wo im Düstern sie wohnen, wo Geister gleich Vögeln die Gewölbe durchschwirren. Über Thür und Riegel ist ausgebreitet Staub.“

Istar durchschreitet nun die sieben Thore der Hölle, muß aber, da während der Abwesenheit der Liebesgöttin auf Erden alles in Unordnung gerät, auf Gas Geheiß nach oben zurückkehren.

Nun kommt ihr Anatu, die Mutter, zu Hilfe und sendet dem Dubar eine aussatzartige Krankheit; und zugleich verfällt Gabani dem Tode, worüber Dubar sich in Weinen und lautem Wehklagen ergeht. Er selbst hofft Heilung seines Leidens von seinem Ahn Hasisathra und wandert daher fort, durch die Sandwüste hindurch, bis ans Ende der Erde, wo riesige Menschenungetüme haufen, deren Leib zur Hälfte der eines Skorpions ist; sie bewachen täglich den Ausgang der Sonne und stehen mit den Füßen in der Hölle, während ihr Haupt bis zum Himmel reicht. Zittern und Furcht überkommt den wandernden Dubar angesichts der „vor Schrecklichkeit glühenden Gestalten.“

Dennoch teilt er ihnen sein Vorhaben, den Hasisathra zu besuchen, mit; die Ungeheuer zeigen ihm den Weg, sodaß er nach abermaliger Wanderung bei der Grenze der Wohnung der Seligen anlangt. Dort wachsen Bäume, an deren Zweigen Rubine und Smaragde hängen statt der Früchte. Durch den Hain hindurch gelangt Dubar nach mehreren Abenteuern an das Wasser, welches die Wohnungen der Seligen umgiebt. Urhebel oder Urhamfi, der Bootsmann, versieht den Fährdienst. Nach längerem Zwiegespräch mit diesem besteigt Dubar den Rahn und fährt zum andern Ufer hinüber, wo Hasisathra bereits seiner wartet. Auf seine Bitte um Heilung erhält Dubar zunächst eine ausweichende Antwort; im Laufe des Gespräches fragt er seinen Ahn, wie er die Unsterblichkeit erlangt habe, worauf ihm dieser die Geschichte von der Sintflut erzählt.

Auf den ersten Blick scheint diese Episode zusammenhangslos und willkürlich in die Sage eingefügt zu sein. Indessen ist das nicht der Fall; der Grund ist ein innerlicher und ergibt sich aus der naturmythischen Deutung der Sage. Zum bessern Verständnis sei es daher gestattet, zuvor eben diese Deutung der kurz zu Ende zu führenden Sage festzustellen, um dann den Sintflutbericht für sich zu behandeln.

Nachdem Hasisathra seine Erzählung von der großen Flut beendet hat, befiehlt er dem Fährmann, seinen Nachkommen ins Wasser zu tauchen, wodurch dessen Leib, vom Aussatz gereinigt, neu verjüngt und gesund wird. Dubar kehrt nun nach Eref zurück und stellt zum zweiten male eine große Totenklage um seinen Freund Gabani an: „Isdubar über seinen Freund Gabani bitterlich wehklagte und warf sich nieder auf dem Boden: ich hatte kein Urteil wie Gabani; Schwachheit zog in meine Seele; Tod fürchtete ich und legte mich auf den Boden. Um den Rat des Hasisathra, des Sohnes Ubaratutus, machte ich mich auf den Weg, und freudenvoll ging ich. In die Nachbarschaft der Berge ging ich bei Nacht; einen Traum sah ich und fürchtete mich. Ich fiel auf mein Angesicht und betete zum Gotte Sin; vor die Götter kam mein Fehlen, und sie sandten mir Frieden.“

Durch Dubars Bitten gerührt, befiehlt Gott Ea, Gabanis Vater, daß die Seele seines Sohnes von der Unterwelt in die Wohnung der Seligen emporsteigen soll. Den Schluß der Erzählung bildet dann die Beschreibung von

des Helden eignem Leichenbegängnis, das mit großartigen Feierlichkeiten verbunden ist.

2.

Welchem aus der klassischen Mythologie bekannten Sagengebiete die altbabylonische Dubarsage angehört, ist nach der bloßen Mitteilung ihres Inhalts wohl jedermann klar. Dubar ist der orientalische Herkules, dem griechischen Herakles als dessen Urtypus nahe verwandt, aber frei von hellenischer Färbung. Wir wußten längst, daß der durch hellenische Phantasie und durch die Verquickung mit andern Sagenstoffen so weit und reichhaltig ausgespinnene griechische Heraklesmythus seinen Ursprung auf asiatischem Boden hat; umso merkwürdiger war es, in der Dubarsage, wenn nicht die ursprünglichste, so doch ganz gewiß eine der Urform außerordentlich nahe stehende Gestalt der Sage zu finden. Ob auf jenen zwölf Tafeln, deren Inhalt mit Recht als das bisher einzige Beispiel eines semitischen Epos bezeichnet wird, der ganze Mythos vom babylonischen Herkulus erschöpft gewesen sei, ist fraglich; jedenfalls ist uns mit den vielen fehlenden oder gar zu sehr zerbröckelten Scherben ein gutes Teil der Einzelheiten und überall angedeuteten Abenteuer verloren gegangen. Gleichwohl ergibt eine Vergleichung erstens, daß der Grundcharakter beider Mythen derselbe ist. Ein mächtiger, streitbarer Held, den Göttern verwandt oder ihnen nahe stehend, tritt auf als des Landes Wohlthäter, wird als Nationalheros vom Volke verehrt, fällt aber dem Haß einer weiblichen Gottheit zum Opfer, um schließlich dennoch verherrlicht und zu den Göttern erhoben zu werden. Auf einem Nationalverdienst beruhende wachsende Macht — tragische Vernichtung — endliche Glorifizierung des Helden — das ist der dramatische Verlauf der Dubar-Herakles-Sage.

Zum andern aber lehrt diese Vergleichung, daß auch die charakteristischen Einzelheiten der Dubarsage, in den Heraklesmythus übergegangen, wenn auch zum Teil durch Anpassung an hellenische Anschauung verändert, dennoch sich aus der gewaltigen Menge griechischer Thaten herauschälen lassen.

Herales, der Sohn des Zeus, ist unmittelbar göttlichen Ursprungs; Dubar ist der Nachkomme Hasisathras, des in der Flut geretteten, unsterblichen; er stammt demnach jedenfalls aus einem von den Göttern bevorzugten Geschlechte und genießt, wie aus der Erzählung hervorgeht, den göttlichen Schutz des Samas wider eine feindselige, weibliche Göttermacht. Diese wird im babylonischen Mythos durch Ishtar vertreten. Der Beweggrund ihres Hasses ist verschmähte Liebe. Bei den Griechen ist es Hera, die Göttermutter selbst, die den Helden verfolgt. Der psychologische Grund des Hasses ist hier von vornherein ein ähnlicher wie im Dubarmythos, eine Kränkung der weiblichen Ehre und Liebe; doch wird Herales nicht gehaßt als der Belcidigende selbst, sondern als Frucht

und Vertreter einer der Göttin von ihrem Gatten zugefügten Kränkung. Diese Umwandlung entspricht dem Begriffe der Griechen von ihren Göttern. Weder kann sich Hera, als keusche Beschützerin der Ehe, in den Helden verlieben, noch darf sie sich gegen den Allvater Zeus, diesen Don Juan unter sterblichen Weibern, auflehnen. Hingegen ist der Haß Heras gegen den unechten Sohn ihres Gatten psychologisch durchaus erklärt. Sein letztes Schicksal beschwört übrigens auch Herakles durch eine persönliche Untreue herauf, indem er die Reize der schönen Iole denjenigen seiner Gattin Dejanira, eines irdischen Werkzeuges der himmlischen Hera, vorzieht.

Beiden Helden, dem Dubar wie dem Herakles, wird ein Freund und Begleiter auf ihren Lebensweg mitgegeben. Die Ähnlichkeit des Satyr Gabani und des Centauren Chiron, dessen Gestalt sich bei der weiteren Entwicklung der griechischen Sage in der Person des Iolaos fortsetzt, ist augenfällig. Herakles erschießt seinen Freund unglücklicherweise selbst; daß Dubar desgleichen gethan hat, ist, da die Todesursache Gabanis aus den Bruchstücken nicht bekannt wird, keineswegs ausgeschlossen. Der heftige Schmerz, die tiefe Reue, die inständige Bitte um Gabanis Befreiung aus der Unterwelt in Dubars Totenklage sprechen dafür, und die naturmythische Deutung der Sage macht es, wie wir sehen werden, wahrscheinlich.

Das hervorragendste Abenteuer beider Helden ist der Löwenkampf. Aber auch die Überwindung des Tyrannen Humbaba in dem babylonischen Mythos erinnert an die Dienstbarkeit des Herakles gegenüber dem Tyrannen Eurystheus, von dessen Joch er sich durch das Bestehen einer Anzahl von Abenteuern befreien muß; vielleicht erinnert auch der Riese Geryoneus an den Tyrannen der Dubarsage. Das Erschlagen des auf Istars Bitten von Anu erschaffenen Stiers aber dürfte im griechischen Mythos sein Gegenbild in der Herbeischaffung des kretischen Minotauros finden. Daß wir im Heraklesmythos jedoch der Abenteuer weit mehr haben als in der Dubarsage, kommt daher, daß uns an den Bruchstücken der letztern gar zu viel fehlt, was zur Ausschmückung beitragen würde; zum andern aber ist es natürlich, daß die Sage in ihrer fernern Entwicklung bei den Hellenen unter dem Einflusse örtlicher, sittlicher und geschichtlicher Elemente eine wesentliche Erweiterung erfahren hat, deren Episoden dem asiatischen Urtypus natürlich fremd waren.

Gemeinsam aber ist wiederum beiden Sagen der Zug des Dubar-Herakles nach Westen zum Lande der Seligen mit seinen wundersamen grausigen und lieblichen Erscheinungen. Welche Ähnlichkeit zwischen den mit Smaragden und Rubinen behangenen Bäumen im Dubarmythos und den Gärten der Hesperiden in der Heraklesage! In beiden Erzählungen auch eine Höllenfahrt, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Held selbst sie gezwungen zu bestehen hat, während dort sich Istar ihr, und zwar freiwillig, unterzieht. Mit der Höllenfahrt im zeitlichen oder ursächlichen, jedenfalls aber unmittelbaren Zusammenhange steht

beiderseits des Helden Krankheit. Der Auszug Dubars, von Istars Mutter gesandt, stimmt mit der Hautkrankheit überein, welche den Herakles infolge seiner Bekleidung mit dem Nessusgewande der Dejanira am ganzen Körper befällt. Nachdem dann Herakles durch Feuer, Dubar durch Eintauchen in die Flut gereinigt ist, schließen beide Mythen mit einer Apotheose des Helden.

Trotz aller dieser Ähnlichkeiten, welche zeigen, daß der Sagenstoff durch die Griechen von den Asiaten übernommen worden ist, finden sich dennoch im griechischen Mythos Verschiebungen und Verwischungen von Einzelheiten, wunderbare Vermischungen mit Gestalten und Thatfachen anderer Sagenkreise, welche beweisen, daß der naturmythische Inhalt der asiatischen Sage dem Griechen wohl seinem Grundzuge nach, nicht aber in allen seinen Einzelheiten verständlich war. Naturmythos ist aber jeder Mythos in seinem letzten Ursprunge, d. h. er ist eine allegorische, der menschlichen Phantasie entstammende Versinnlichung der dem Verstande unbegreiflichen Vorgänge in der Natur mit ihrem ewigen Wechsel von Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod. Daraus ergibt sich, daß, je näher wir dem Ursprunge einer Sage kommen, wir auch ihre Deutung aus den Erscheinungen in der Natur umso augenfälliger feststellen können.

Nun ist die ursprüngliche Gestalt des Herkulesmythos auf asiatischem Boden erwachsen, die Dubarsage ist Ureigentum des sumerisch-akkadischen Volkes. Nach der Art dortiger Naturbetrachtung wird also ihr Inhalt auch allein naturmythisch zu deuten sein, während wir in der hellenischen Sagenform nur diejenigen Gestalten und Episoden auf gleiche Weise erklären können, welche entweder mit den orientalischen gemeinsame Naturerscheinungen allegorisieren oder solche, die für Griechenland bezeichnend sind und deren Versinnbildlichung auf griechischem Boden erwachsen ist. Da nun der Dubar-Herkulesmythos ein Sonnenmythos ist, die segensreiche sowie schädliche Wirkung der Sonnenwärme auf Mensch und Natur aber von dem Hellenen so gut wie von dem Bewohner des Euphratlandes empfunden wurde, so ist zu erwarten, daß der allgemeine Verlauf der Sage, sowie manche Einzelheit sich auch bei den Griechen vollkommen naturmythisch erklären läßt; da aber die allgemeine Naturanschauung des Babyloniers, der sein Auge vorzugsweise gern der Nacht zuwendete, dem gestirnten Himmel seine Aufmerksamkeit schenkte und sich als System göttlicher Verehrung den Sternkultus schuf, wesentlich verschieden von der des Griechen war, der, nach Erspähung der scharfen Umrisse jedes Körpers trachtend, seinen heitern Blick in die von Tageshelle erleuchtete Natur richtete, so werden namentlich solche Episoden, welche sich auf das den Griechen nicht bekannte Sternsystem des Keilschriftvolkes beziehen, obwohl sie in die hellenische Sage übergegangen sind, dort die naturmythische Bedeutung nicht finden, welche auf dem Boden Asiens und seiner Naturbetrachtung sofort klar ist. Die naturmythische Deutung der Sage selbst wird den Beweis liefern.

Dubar ist wie Herakles und, um vorübergehend auch ihr nordisch-germanisches Gegenbild zu erwähnen, wie Siegfried der Heros des Lichts. Als solchen kennzeichnet die asiatische Sage ihren Helden sofort in einer dem Sternkultus entsprechenden Weise. Dubar sieht und fühlt im Traume die Sterne auf seinen Nacken herniederfallen, er wird zum Träger des Lichts, dessen Teilchen er an seiner Person vereinigt. Das ist in die Natur zurücküberetzt: die Sonne sammelt allmorgendlich das Licht der Sterne in sich; diese erlöschen, sobald jene aufgeht. Dubars Eigenschaft als Sonnenheld wird fernerhin bewiesen durch sein freundschaftliches Vasallenverhältnis zu Samas, dem Sonnengotte, der den Gabani veranlaßt, mit dem Helden Freundschaft zu schließen, und dem Dubar später den getöteten Stier opfert, dem Samas, seinem göttlichen Lehnherrn.

Im griechischen Mythos bedurfte der von Osten kommende Fremdling zunächst einer der hellenischen Mythenbildung entsprechenden Sanktionierung. Herakles wird daher zu einem wenn auch unechten Sohne des Göttervaters selbst gemacht; und dadurch erklärt sich, warum der Held, obwohl der ursprünglichen Götterfamilie des Zeus nicht angehörig, dennoch mit göttlicher Kraft begabt ist. Der Zeusabstammung haben sich die meisten, erst später meist aus asiatischem Sternkultus in die griechische Mythologie übergegangenen Gestalten göttlichen Wesens zu erfreuen. Es ist daher gesucht, in des Helden Geburt aus dem Leibe einer irdischen Mutter schon seine Bestimmung zum Heros des Lichts sehen zu wollen, wie man deshalb versucht hat, weil die Sonne dem beobachtenden Auge aus dem Schoße der Erde emporzusteigen scheint. Dagegen erweist sich Herakles entschieden als Sonnenheld durch seinen langwierigen Streit mit dem Sonnengott Apoll, der mit einer schließlichen Versöhnung beider und mit der Beilehnung des Herakles mit Pfeil und Bogen, den Symbolen Apolls, endet. Sonnengott und Sonnenheld gehen fortan Hand in Hand.

Zunächst verbindet sich nun Dubar mit Gabani, Herakles mit Chiron. Der Satyr wie der Centaur sind rohe Naturwesen und vertreten als solche die ungebändigte, triebfähige Kraft in der Natur, mit der die Sonne zur Frühlingszeit ein Bündnis schließt, zur Erzeugung alles im Boden schlummernden Lebens. Vorher ist jedoch nach der Dubarsage der Tyrann Humbaba zu besiegen, eine Gestalt, in der wir es ohne Zweifel ebenso wie in dem Eurystheus der Heraklessage mit der Einmischung historischer Elemente, der Eroberung des Peloponnes durch die Herakliden hier, der Befreiung vom Elamitischen Joch dort, zu thun haben. Gleichwohl liegt sowohl der Gestalt des Humbaba als auch der in eine Summe von Widerständen zerlegten, von Hera beeinflussten Gewalt des Eurystheus eine naturmythische Kraft zu Grunde; die unwirklichen Ausläufer der Regenzeit im Orient, die mannichfaltigen winterlichen Erscheinungen in Hellas sind erst von der Sonnenwärme zu überwinden, bevor sie ihre wohlthätige Wirksamkeit beginnt. So muß Herakles die stymphalischen Vögel erlegen, die Sinnbilder der Stürme und Wolkenbrüche, wie sie gerade

dem abzugslosen Thale von Stymphalos am augenscheinlichsten zum Nachteil gereichten; er muß den Aigiasstall, den Himmel, von seinem Unrat, dem Nebelgewölk des Winters, reinigen, die Rosse des Diomedes einfangen, die Amazonen besiegen u. a. m., lauter Bilder des Kampfes der Sonne mit den thracisch-kleinasiatischen Winterstürmen.

Alle diese Abenteuer sind örtlicher Art und vom griechischen Boden aus leicht naturmythisch zu erklären. An der Spitze aller herkulischen Wagnisse aber steht der Löwenkampf, und zwar im Dubarmythos sowohl wie in der Heraklessage. Seine Bedeutung ergibt sich aus dem asiatischen Sternmythos. Wenn nämlich die Sonne in das Sternbild des Löwen tritt, also im Juli, so beginnt sie ihre gewaltigste Hitze zu entfalten, das Sinnbild dieser Glutentwicklung wird daher der Löwenkampf, der sich bei den Griechen schon dadurch als das von ihnen als das bedeutendste angesehene Kraftstück des Helden kennzeichnet, weil die griechische Sage ihm die Attribute des Herakles entlehnte, ihn mit einem Löwenfell bekleidete und ihn — so auf einem Bilde des Tempels zu Patara — in Begleitung von Löwen darstellte. Daß der Hellene, in dessen Sagengestalt von einer den jährlichen Naturerscheinungen entsprechenden, chronologischen Reihenfolge der Episoden nicht die Rede sein kann, dieses von ihm am meisten bewunderte Kraftstück des Helden allen andern Wagnissen voranstellt, ist kein Wunder; daß dasselbe auch im babylonischen Mythos, der sich in der chronologischen Reihenfolge der einzelnen Thatfachen im übrigen an die Erscheinungen im Jahreslauf hält, der Fall ist, läßt sich dort ebenfalls nur aus der Absicht erklären, daß die Sage ihren Helden von vornherein nach seinem bedeutendsten Kraftstück zeichnen will.

In den jungen Sonnenhelden zur Zeit der Frühlingspracht verliebt sich nun Ishtar, die Göttin der Schönheit und Liebe. Ishtar, deren Namen wir in Astarte, Astoreth, Esther und dem griechischen *Ἀστὴρ* wiederfinden, ist die mythische Personifikation des Planeten Venus; in der Dubarsage, gleichviel ob als Abend- oder Morgenstern, aufgefaßt als das dem Tagesgestirn feindliche Prinzip der Nacht, der Sonne als Planet ewig gleich nahe, ihrem Laufe folgend, und daher liebend vorgestellt, aber auch ewig gleich fern und daher vom Sonnenhelden verschmäht gedacht. Sonne und Venus sind nicht zu gleicher Zeit am Himmel sichtbar.

Das Verhältnis Ishtar zu Dubar ist demnach eine reine Gestirnallegorie, als solche dem Hellenen unverständlich. Ihm schien auch nicht die Nacht als das den Wirkungen der Sonne entgegengesetzte Prinzip, sondern die von ihm weit mehr empfundenen Lufterscheinungen, Sturm, Regen, Hagel, Schnee; in durchaus logischer Weise läßt er seinem Helden daher Hera, die Göttin der Luft, feindlich entgegentreten. Dieser Gegensatz ist jedoch ein ganz anderer als der im Dubarmythos; auf ihm beruht auch eine ganze Anzahl von Allegorien, welche unter diesem Gesichtspunkte örtlicher Sagenenerweiterung im

griechischen Mythos verständlich sind; anderseits sind jedoch auch auf dem Dubar-Istarverhältnis beruhende babylonische Allegorien in die Heraklessage übergegangen, welche dort schlechterdings unerklärlich sind.

So schon das Stiergefecht. Istar bittet ihren Vater Sin-Anu, den Mondgott, um Rache; er sendet den Stier. Das Sternbild des Stiers ist das des Monats April, in welchem die Getreideernte vorgenommen wurde. Die Erlegung des Stiers bedeutet daher nichts andres als das Werk der Getreidereise und Erntearbeit. Die nach der Tötung vorgenommene Opferung des Ungeheuers erinnert deutlich genug an den religiösen Kultus des Erntedankfestes, das noch im Volke Jahwehs eins der drei wichtigsten Jahresfeste war.

Für Hellas konnte diese Allegorie nicht verständlich sein. Denn erstlich lag es dem Griechen überhaupt fern, den Stand der Sonne in seine Sage hineinzuziehen; zweitens fiel die Ernte dort später und hatte mit dem Stande der Sonne im Stier nichts zu schaffen. Gleichwohl hat die griechische Mythologie das Stiergefecht übernommen, aber in der Weise, daß es naturmythisch sich nicht erklären läßt. Wollen wir eine Erklärung suchen, so müssen wir es auf dem Gebiete der Zivilisation thun. Der kretische Minotaurus ist das Sinnbild der auf der Insel seit alter Zeit herrschenden Staatskultur, deren Übertragung nach Griechenland dem Nationalheros zugeschrieben wurde. Herakles ist im griechischen Mythos nicht mehr allein der Vertreter des Sonnenlichtes und seiner Wirkungen, sondern auch der Vertreter der Zivilisation.

Mit der Erlegung des Stiers schließt der erste Teil der Dubarsage ab. Bis hierher war Dubar der siegreiche Held, seiner Feindin überlegen. Die Sonne hat eben bisher nur die wohlthätige Seite ihrer Kraft gezeigt, welche in der Getreidereise ihren höchsten Grad erreicht. Nun aber tritt eine Wendung ein und führt zu dem zweiten Teile der epischen Darstellung.



Gottsched und die deutsche Sprache.

Von Albert Richter.



er über Gottsched und wer gar über dessen Verdienste um deutsche Sprache oder Litteratur sprechen will, muß leider noch immer darauf gefaßt sein, in den Mienen seiner Zuhörer einen spöttischen Zug zu finden und der Frage zu begegnen: Was kann von Gottsched Gutes kommen? Man kann auch in Litteraturgeschichten neuester Zeit noch den wegwerfendsten Urteilen über Gottsched begegnen, obgleich